

# FAST schon FAMILIE

*Immer mehr Flüchtlinge kommen nach Deutschland. Familien, die mit ihren Kindern beengt in Wohnheimen leben, ohne Kontakt zu Deutschen – irgendwann haben Saskia Krapiwnikow und ihre Tochter Pauline aus Freiburg die Nachrichten nicht mehr ausgehalten. Und die Patenschaft für eine georgische Familie in einer Unterkunft in ihrer Nähe übernommen. Eine Geschichte vom Annähern und Anfreunden*

TEXT | Elisabeth Hussendörfer FOTOS | Silke Wernet

## Die Idee

*Meine Tochter Pauline (8) schaut gern Kindernachrichten. Als im Herbst vergangenen Jahres viel über die neue Flüchtlingswelle berichtet wurde, sagte sie irgendwann traurig: „Dauernd diese Bilder von Booten, die untergehen, die vielen sterbenden Menschen, das mag ich nicht mehr sehen.“ Ob wir dem Sender nicht schreiben könnten, das nicht mehr zu bringen? Das ist der falsche Ansatz, dachte ich. Vor mehr als 20 Jahren war ich in der Flüchtlingshilfe engagiert, für Schutzsuchende aus dem früheren Jugoslawien. Schon länger spielte ich mit dem Gedanken, dieses Engagement wiederzubeleben. Ich hatte über Patenschaften für Flüchtlingskinder gelesen. Nur: Die Zeit, die ich dafür investieren müsste, würde mir für Pauline fehlen. Das ließ mich zögern. Doch jetzt war da auf einmal diese Idee: Könnten wir nicht als Familie eine Patenschaft übernehmen – für eine andere Familie? Im Internet fand ich den Verein „Schlüsselmensch“ (mehr auf Seite 102). In letzter Zeit hätte es mehrere solcher Anfragen gegeben, erfuhr ich dort. Noch gäbe es dieses Modell jedoch nicht. Aber wir könnten ja mal vorbeikommen...*



## Das „Matching“

Eine Familie, die infrage kommt, stammt aus Georgien: zwei Schwestern mit ihren Männern, die eine hat drei Kinder, die andere eins. Als wir in die Unterkunft kommen, um sie kennenzulernen, bin ich ein wenig erschlagen von den vielen Leuten. Wir reden mit Händen und Füßen: Name, Alter, wer gehört zu wem? Spontan skizziere ich einen Stammbaum, um mir alles merken zu können. Am stärksten prägen sich die freundlichen, offenen Gesichter ein. Da ist Teona (29), verheiratet mit Nodari (32), mit ihrem Baby Georgi, neun Monate alt und ein echter Sonnenschein. Georgi hat zwei Schwestern, Mariam (8) und Anano (7). Teonas Schwester Nino (30) und ihr Mann Romero (33) haben einen behinderten Sohn namens Gotcha (11), der sich mühsam schlurfend bewegt, sprechen kann er nicht. Ein Geburtsschaden, wie ich erfahre. Ich finde es wichtig, die Familie von sich aus erzählen zu lassen. Fragen wie „Warum seid ihr hier?“ verbiete ich mir.



Stehend v. l. n. r.: Nino, Nodari mit Georgi auf dem Arm, Mariam und Saskia. Sitzend: Romero, Gotcha, Teona, Pauline und Anano.

## Die erste Unterkunft

Die Flüchtlingsunterkunft liegt im Norden unserer Heimatstadt Freiburg, zwischen Flugplatz und Messegelände. „Darf ich hier dann später auch mal ohne Anmeldung hin?“, fragt mich Pauline, als wir durch das Tor gehen, um das eingezäunte Gebiet zu betreten. Ohne es richtig in Worte fassen zu können, nimmt schon meine achtjährige Tochter wahr, dass die Menschen, die in ihrer Not zu uns kommen, nicht in die Mitte unserer Gesellschaft geholt, sondern isoliert werden.

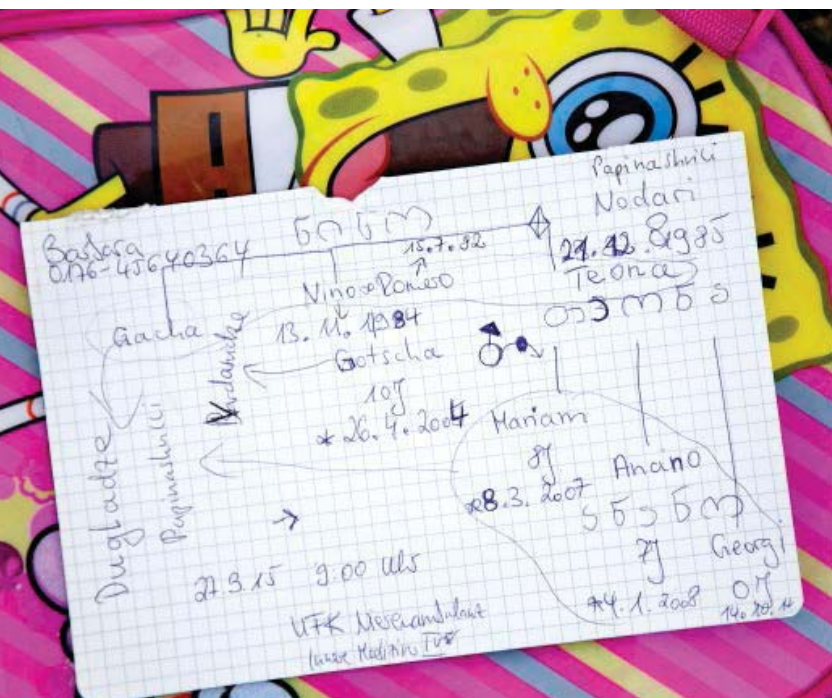
Zum Teil leben Familien hier zu fünft auf zwölf Quadratmetern, erzählt die Sozialarbeiterin, die uns und unsere Kontaktperson von „Schlüsselmensch“ in der Unterkunft empfängt. Sie fragt uns, wie wir uns die künftige Partnerschaft vorstellen. „Man könnte zum Beispiel zusammen kochen oder mal ins Kino gehen“, schlage ich vor. Was man eben so macht mit Freunden. Pauline sagt: „Ich möchte eine Familie mit einem Mädchen, das so alt ist wie ich.“





## Die Schule

Mariam und Anano, die Schwestern, sprechen fließend Deutsch – nach nur einem Jahr in Deutschland. Bei unserem ersten Treffen dauert es nur wenige Minuten, bis Pauline mit den beiden zum Spielen nach draußen verschwindet. Aber es ist nicht nur die Sprache, die Brücken baut. Während die Erwachsenen meist unter sich bleiben – es gibt keine anderen georgischen Familien in der Unterkunft –, gehen die Mädchen in die Schule und haben Kinder um sich, die ihnen meistens neugierig und offen begegnen. Ananos und Mariams Eltern kennen das Gefühl nicht, dass jemand sie fragt, woher sie kommen und wie es ihnen geht. Mir wird klar, woran es fehlt: an echtem Interesse an den Menschen, die zu uns kommen. An Empathie. An Wärme. Auf dem Rückweg fragt Pauline mich im Auto, ob eine Patenschaft so etwas wie eine Adoption ist und ob ich jetzt eine Art Ersatzmama für diese Kinder sei. „Nein, die Kinder haben doch eigene Mütter“, beruhige ich sie. „Wir sind keine Ersatzfamilie für sie, wir sind Freunde.“



## ZUSAMMEN



## Das Miteinander

Für unseren ersten Ausflug ins Naturkundemuseum haben wir uns um zehn Uhr verabredet. Als wir pünktlich in die Unterkunft kommen, sind alle noch im Schlafanzug. Die Familie dachte, wir kämen um diese Zeit eben vorbei. Und vorbeikommen heißt in Georgien: sich hinsetzen und die Gastfreundschaft genießen. Also setzen mein Mann Jörg und ich uns bei unseren Besuchern jetzt immer erst mal hin und schauen zu, wie jede Menge Leckereien vor uns aufgebaut werden. Danach machen die Frauen sich schön, die Töchter ebenso wie ihre Mütter. Das dauert. Aber gut auszusehen ist auch ein Zeichen der Wertschätzung für den anderen.

Im Museum sehen wir, wie ein Küken aus dem Ei schlüpft. Teona, Nodari und die anderen hatten in ihrer Heimat Gärten, die groß genug waren, um Tiere zu halten, das mit dem Küken ist also nichts Neues für sie. Dank Mariam und Anano erfahren wir nach und nach Details aus dem alten Leben unserer neuen Freunde, die beiden Mädchen dolmetschen wie Profis. Auf dem Rückweg streiten sie sich plötzlich: Wer kann besser rechnen? Zickenzirkus in der Straßenbahn! Ich freue mich fast. Genau das wollte ich: keine steife Künstlichkeit, sondern Normalität. Ich liebe die bunten, manchmal herausfordernden, stets etwas unfertigen Zusammentreffen. Wenn die Georgier morgens zu uns kommen, ist nun immer der Frühstückstisch gedeckt. Dass Pauline in Ananos und Mariams Augen unfassbar viele Spielsachen hat, kann ich aber nicht ändern – auch nicht, dass meine Tochter gelegentlich mit unserem Lifestyle angibt.



## Das Voneinander-Lernen

Seit einem halben Jahr besuchen wir uns nun gegenseitig, kochen, gehen bummeln – etwa einmal die Woche.

„Warum so oft?“, fragt Pauline, der es manchmal zu viel wird, weil sie lieber mit anderen Freunden spielen möchte. „Was glaubst du, wie geht es der Familie hier in Deutschland?“, frage ich zurück. „Nicht gut“, sagt Pauline. „Stell dir mal vor, wie es ist, seine Heimat zu verlassen und alles zurückzulassen.“ Als Pauline sechs war, hätten wir fast aus unserem Haus ausziehen müssen. Für sie „das Schlimmste, was ich je erlebt habe“. Alles wäre weg gewesen: der Kletterbaum, der Flieder.

„Und die geben ja noch viel mehr her“, überlegt Pauline, „die Oma, die Freunde...“ Ich habe das Gefühl, Paulines Bereitschaft sich einzufühlen ist größer geworden, seitdem sie gelegentlich die Perspektive wechselt. Auch mir selbst wird dann wieder klar, was ich hier tue. Nichts Ehrenamtliches, wie Freunde oft meinen. Mein Engagement ist nicht uneigennützig. Ich möchte einfach nicht in einem Land leben, das Zuwanderer in Heime sperrt, statt sie herzlich aufzunehmen. Nach jedem Treffen bedanke ich mich bei unseren georgischen Freunden: Sie geben uns schließlich genauso viel, wie wir ihnen.





## Das neue Zuhause

Vor Kurzem ist die Familie umgezogen. Weil das Heim aus allen Nähten platzt, hatte die Stadt nach Wohnraum gesucht. Jetzt leben sie auf 150 Quadratmetern, mit Garten. „Ein Traum“, sagen sie. Aber jetzt, wo ich sie besser kenne, sehe ich hinter ihrer Freude noch etwas anderes. Wenn uns Nodari auf Youtube georgische Volkstänze zeigt, hat er Tränen in den Augen. Man fühlt seine Sehnsucht. Und dass er am liebsten zurück möchte. Eigentlich. „Offiziell ist Georgien demokratisch“, sagt er. Nach einem Regierungswechsel sei er aber in der falschen Partei gewesen und bedroht worden. Nodari hat Angst um das Leben seiner Familie, sollten sie zurückgeschickt werden. Nino geht es ähnlich, sie sorgt sich um die Zukunft. Ihr Sohn Gotcha besucht in Freiburg eine Förderschule, bekommt Ergo- und Physiotherapie. In Georgien zeigen die Leute mit Fingern auf behinderte Menschen, darum blieb sie mit Gotcha meist im Haus. Sie sagt: „Deutschland wäre unsere Rettung.“ Eine Reaktion auf ihren Asylantrag steht noch aus. So leben sie von einem Tag auf den nächsten, haltlos, entwurzelt, in Duldung. Aber, immerhin, mit einer Familie an der Seite, die man jederzeit anrufen kann. „Das ist mehr als nur ein Anfang“, sagt Nodari. „Das ist fast schon ein bisschen so wie zu Hause.“